

Vorgeschichte: Der Tod

Eine bundesdeutsche Großstadt Ende der 70er. Eine vierundzwanzigjährige Studentin, politisch engagiert in Frauen- und Antifa-Gruppen, sucht per Annonce einen „unmännlichen“ Mann und lernt Arne kennen. Doch der erhoffte Märchenprinz erweist sich schnell als Frosch in Sachen Verhütung. Vor dem ersten Mal miteinander schlafen versucht Svende es noch pädagogisch-scherzhaft mit der Frage, ob er die Pille nähme; sie nehme sie nämlich nicht. Arne schweigt verständnislos. Und bereits nach dem zweiten Mal, als wieder sie das Thema Empfängnisverhütung ansprechen musste und er abermals in vielsagendes Schweigen verfiel, überlegte sie, ihn besser gleich wieder zu verlassen: „Wenn ein Typ zu einem so elementaren Thema wie Verhütungsmittel nicht für fünf Pfennig was im Kopf hat, was habe ich dann noch vor mir“.¹ Was sie erst einige Wochen und rund zweihundert Romanseiten später erkennt, ahnt die Leserin genauso wie die seinerzeit zahlreichen männlichen Leser bereits jetzt: Arne ist ein hoffnungsloser Chauvie, mit dem Svende weder ihre romantischen Phantasien, noch ihre egalitären Forderungen verwirklichen kann. Ja nicht einmal sich darüber mit ihm auseinandersetzen, weil sie bei Arne immer wieder an Wand der Sprachlosigkeit läuft.

„Der Tod des Märchenprinzen“ war Anfang der 80er ein Renner, zumindest in der Szene. Seine literarische Klasse wurde zwar damals schon heftig in Zweifel gezogen, nicht aber der große Konsens zwischen Autorin und Rezension in einem Punkt: Die Geschichte sei symptomatisch für das „Denken und Fühlen einer ganzen Generation“. Und auch wenn die literarische Halbwertszeit längst abgelaufen ist, das Buch eine Generation später wohl kaum auf Interesse, vielleicht nicht einmal auf Verständnis stoßen würde: So manche junge Frau und auch manch junger Mann werden sich damals geschworen haben „nie wieder Arne“. Und wer weiß, vielleicht wurde aus diesem Schwur ein Geist geboren, der später für die Rückkehr eines wirklichen Märchenprinzen sorgen sollte.

Die Verkündung: Verhandlungsmoral

Die gleiche Großstadt, zwanzig Jahre später. Der Hamburger Sexualforscher Gunter Schmidt zieht Bilanz aus zahlreichen von ihm durchgeführten Untersuchungen, vielen anderen Forschungsergebnissen und seiner unmittelbaren Erfahrung in der sexualtherapeutischen Ambulanz in Eppendorf: Die frühere Sexualmoral sei längst einer Verhandlungsmoral gewichen. Die Sexualität des ausgehenden

Kontrazeptor II: Die Rückkehr des Märchenprinzen? von Jörg Fichtner

Jahrtausends steht sozusagen nicht mehr unter den Verboten von Tabus, sondern - ganz im Gegenteil - dem Verbot des Tabus: Was sexuell phantasierbar ist, ist grundsätzlich auch erlaubt; aber was praktiziert wird, muss vorher kommuniziert worden sein. Sein Paradebeispiel ist die Regelung in dem kleinen US-amerikanischen College von Antioch: Dessen studentische Vollversammlung hatte einen Katalog sexueller Korrektheiten beschlossen, jeder neue Schritt im sexuellen Kontakt erforderte nun explizite Fragen der einen und explizite Zustimmung der anderen Vertragspartei. Die Geschichte sei bizarr „aber sie beleuchtet grell und wahrhaftig eine allgemeine und verblüffende gesellschaftliche Tendenz: Die Abschaffung der Sexualmoral und ihre Ersetzung durch eine Interaktions- oder Verhandlungsmoral“.²

Ausgangspunkt dieser Veränderung ist die „Geschlechter und Gewaltdebatte“, der „equal rights“-Diskurs der 80er Jahre, betroffen davon seien aber inzwischen alle Bereiche der Sexualität, Erotik und Sinnlichkeit. Schmidt sieht gute Gründe für eine solche Entwicklung, er problematisiert aber die Dialektik der Aushandlung, den Verlust, den das Sexuelle durch diese kommunikative Überformung erleidet, und deren Zwillingsschwester ‚Entsexualisierung‘ heißt. Der Aufstieg der Verhandlungsmoral verbindet sich mit demographischen Veränderungen; zunehmende Bildungs- und Erwerbsbeteiligung der Frauen seit den 70ern und dem Gegen-trend, dass Männer verstärkt um die emotional befriedigender Kinderbetreuung konkurrieren. Anders als bei der romantischen Aufgabenzuweisung in der bürgerlichen Kleinfamilie treffen Männer und Frauen nun als Gleiche aufeinander, das Geschlecht verliert an Bedeutung, das wohlkalkulierte Emotionsmanagement mit subtilerer Affektregulierung dagegen macht grundlegende Verhandlungen zwischen beiden notwendig. „Undoing Gender“ scheint das Motto der Moderne. Arne, Svende und all die anderen, „eine ganze Generation“ goes egalias? Da scheint er umzugehen, der Geist des Märchenprinzen, und alle - Ritter, Edelmann und Bauer - müssen heute ihre Bastionen und Höfe der sprachlosen Selbstverständlichkeiten räumen und sich in das Getümmel der Aushandlungsprozesse und Wortgefechte stürzen?

Irritationen: Eine eigene Untersuchung

Der Süden der Republik, immer noch Ende des Millenniums: Ein 26-jähriger Berufssoldat und Student der Zahnmedizin, nennen wir ihn Friedrich. Er lebt mit seiner Partnerin zusammen und hat noch (!) keine Kinder. Nach seinen Partnerschaftsvorstellungen gefragt, gibt er schnarrend Rapport. Die Ehe seiner Eltern sei „vorbildlich“ gewesen, Traditionspflege bildet die Leitlinie seiner Beziehungsgestaltung. Ein festes, wiederkehrendes Reglement scheint alle seine drei Frauenbeziehungen geformt zu haben; ein geheimer Marschplan, der zu einer eigentümlichen Ordnung führt, die eigentlich „normal“ ist und dennoch „heute nicht mehr üblich“. Ausgehandelt werden muss da wenig, solche Werte setzen sich Kraft ihrer Autorität in seinen Partnerschaften durch. Auch in der Frage der Empfängnisverhütung: „Äh, hm, da würde ich sagen, zunächst wurde mit dem Kondom verhütet, weil die Partnerin, bevor sie mich kennen gelernt hat, also, äh, nicht zwingend davon ausgehen muss, dass sie verhüten muss, wenn sie in keiner Partnerschaft, äh, lebt. Und, ja, dann als sie eben wie die anderen auch den Kontakt zum Frauenarzt gesucht hat, dann mit der Pille.“ Hier wird nicht groß kommunikativ ausgehandelt, sondern Partnerschaft entlang des Fixsterns ‚Normalität‘ ausgerichtet. Was Svende an Arne so genervt hat, dass er davon ausgeht, dass sie für Verhütung genauso sorgt wie für die häusliche Gemütlichkeit und das Waschen der schmutzigen Wäsche, scheint für Friedrich und seine Partnerin ganz fraglos normal. Von den großen Umbrüchen der 70er und 80er Jahre, den Neuorientierungen der Partnerschaften ist hier wenig zu spüren, Regiment führt weiterhin das bürgerliche Familieideal mit bewährter Aufgabenteilung.

Etwas anders sieht es bei - sagen wir - Till aus: Der 33-jährige Romanist berichtet eher lakonisch über meist kürzere Beziehungen. Im Moment z.B. sei er des Berufes wegen wieder auf dem Sprung, und auch seine derzeitige Beziehung wird dann wohl eher zu Ende sein. Der Erlebniswert der kurzen oder etwas längeren Beziehung steht für ihn im Vordergrund, nicht die Dauer. Wichtig ist, dass keine dauerhafte Bindung entsteht, die seine Bewegungsradius einschränken würde. Auch hier deutet wenig auf Aushandeln hin. Er hat seine Vorstellungen und die werden auch von

der jeweiligen Partnerin akzeptiert, oder es geht eben nicht. Auch um Verhütung kann er sich notfalls schon alleine kümmern: „Ich nehme Pariser oder mache Coitus Interruptus. Da ich auf 15 Jahre Erfahrung mit Interruptus zurückblicke, denke ich schon, dass es verhältnismäßig sicher, bei mir zumindest, ist, indem ich mich halt einigermaßen einschätzen kann. Also, ich kann sagen, dass es halt bei mir ganz o.k. war, wenn auch Pariser besser ist.“ Ein wenig erscheint Till wie die zeitgemäße Variante von Arne und gleichzeitig als Paradebeispiel für den Citoyen der vollmobilen Single- und Erlebnisgesellschaft: Der Verzicht auf eine verbindliche, dauerhafte Partnerschaft wird als selbstverständliche Wahlmöglichkeit empfunden, Konflikte über divergierende Vorstellungen zwischen ihm und seiner Partnerin tauchen zumindest in seinen Schilderungen nicht auf; jeder ist für sich selbst und seine Bedürfnisbefriedigung zuständig. Von Verhandlungsmoral, von ausdrücklichem verbalen Konsens und ratifiziertem Sexualverhalten scheint er längst meilenweit entfernt.

Aber es gibt noch einen, den wir Hannes nennen wollen: Er ist 27 Jahr alt, hat Pädagogik studiert, sucht derzeit eine Stelle; er und seine Partnerin leben in verschiedenen WGs. Er spricht nachdenklich über seine Partnerschaft, reflektiert und hinterfragt dabei immer auch seine eigene Position. Kommunikatives Aushandeln stellt für ihn in der Tat den Schlüssel dafür da, eine Beziehung zu gestalten, die den Bedürfnissen und Veränderungswünschen beider Partner gerecht wird. Wenn er ins Erzählen kommt, ist eine bunte Mixtur aus der Semantik des romantischen Liebesideals und des Jargons der Gleichberechtigungsdebatte zu vernehmen. Selbst in Sachen Verhütung dominieren Aspekte der Gemeinsamkeit und Gerechtigkeit: „Und dann sind wir dann auf diese natürliche Methode umgestiegen. Und jetzt tun wir es uns, ja, teilen ist wohl übertrieben, aber sie hat schon sicherlich die mehr - mehr Aufwand, weil sie muss jeden Morgen messen, und ich tu zwar immer dann die Kurven malen usw. Aber es ist schon eben nicht so, dass sie jetzt allein alles machen muss, wie bei der Pille das der Fall ist.“ Das könnte er sein, der Vorzeigemann der interaktionsmoralischen Wende. Hier prägt tatsächlich der „equal rights“-Diskurs und das kommunikative Aushandeln die Partnerschaft.

Die drei Männer mögen sehr pointiert für drei verschiedene Positionen stehen, untypisch sind deswegen nicht. In einer Untersuchung, bei der wir gut drei Duzend Männer im Alter zwischen 20 und 35 Jahren zu ihrer Biographie, zu ihren Partnerschaftsvorstellungen und zu ihrer Ver-

aktuelle Verhütung je Partnerschaftsstil

	Distanz-Typ	Traditions-Typ	Rede-Typ	Problem-Typ
Verhütungsmittel				
Coitus Interruptus	3%	0%	1%	2%
Natürliche Verhütung	3%	1%	4%	4%
Pille	45%	62%	48%	53%
Spirale	6%	8%	6%	5%
Kondom	31%	14%	22%	25%
Natürlich & Kondom	2%	3%	2%	3%
Kondom & Pille	8%	6%	13%	5%
Diaphragma	1%	1%	1%	1%
Chemische Mittel	1%	0%	0%	0%
Vasektomie	1%	1%	2%	2%
Sterilisation Frau	0%	4%	2%	0%
Zuständigkeit				
Mann	34%	15%	24%	29%
beide	13%	9%	19%	12%
Frau	53%	75%	57%	59%

hütungspraxis befragten, bildeten diese drei geradezu idealtypisch das ab, was tendenziell auch für die meisten der anderen Männer kennzeichnend war.³ Ein sehr traditioneller Partnerschaftsstil grenzt sich ab von einem, der auf Distanz und Unabhängigkeit gerichtet ist, und davon wiederum ein dritter, bei dem es um kommunikatives Ausgestalten von Partnerschaft geht. Schließlich fand sich noch ein vierter, der hier aber nur am Rande interessieren soll: Ein Männertyp mit massiven Schwierigkeiten, überhaupt Beziehungen zu Frauen aufzubauen. Bei ihm tut sich ein gewaltiger Graben zwischen immensen Erwartungen an eine Partnerschaft und seinen bescheidenen Fähigkeiten, eine Partnerin zu finden und die ersehnte Beziehung auch aktiv zu gestalten. Gemeinsam ist all diesen Männern aber, dass sich die Art und Weise, wie sie mit Empfängnisverhütung umgehen, wie ein Puzzlestück perfekt in ihr Bild von Partnerschaft hineinpasst.

Nun sind selbst knapp vierzig Männer zu wenig, um Grundlegendes über Partnerschaften am Ende des Jahrtausends oder „das Denken und Fühlen einer ganzen Generation“ auszusagen. Aber was sich an diesen Männern zeigte, findet sich auch bei einer großen, repräsentativen Gruppe: Wir haben bei mehr als 700 Männern im Alter zwischen 20 und 35 Jahren mit einem Fragebogen erhoben, welche Vorstellungen von Partnerschaft sie haben. Und in der Tat ließen sich mit den Antworten auf diese Fragen vier recht homogene Gruppen bilden, die genau den beschriebenen vier Partnerschaftsstilen entsprechen.⁴ Die vier Stile scheinen also ein recht brauchbares Arbeitsmodell für

partnerschaftliche Grundorientierungen abzugeben, auch größere Mengen von Männern. Da in dem Fragebogen zusätzlich noch weitere Einstellungen, soziodemographische Merkmale und schließlich auch Angaben zur Verhütungspraxis erfragt werden konnten, lassen sich diese vier Grundorientierungen nun detaillierter beschreiben:

Auch hier erweisen sich Männer des *Distanz-Typs* als schweigsam, ihre kommunikative Kompetenz schätzten sie selbst geringer ein als andere Männer das tun, gleichzeitig stufen sie auch den Sinn von Kommunikation über Sexualität äußerst gering ein; Gleichberechtigung oder eine geteilte Verantwortung für Verhütung interessiert sie kaum, Abstand von Frauen ist ihnen das wichtigste. Ganz anders präsentieren sich Männer des *Traditions-Typs*. Sie attestieren sich selbst hohe ‚sexuell-kommunikativer Kompetenz‘ und suchen vor allem harmonische Nähe zur Partnerin. Zum Märchenprinzen dürfte es allerdings auch bei ihnen nur schwerlich reichen: Gleichberechtigung von Frauen bedeutet ihnen deutlich weniger als dem Durchschnitt der Männer; Kondome werden abgelehnt, so dass die praktische Beteiligung an der Verhütung sehr eingeschränkt sein dürfte. Für die Verkörperung eines neuen, egalitären und kommunikativen Männertypus kommen auch laut Fragebogendaten allein die *Redemänner* in Betracht: Sie stufen sich selbst nicht nur als kompetent ins Sachen sexueller Kommunikation ein, sondern bewerten dies auch als zentrale Fähigkeit; sie suchen Harmonie und Nähe zur Partnerin, entscheidend dafür scheint ihnen aber

Gleichberechtigung generell und in Sachen Verhütung.

Doch nicht nur Einstellungen, sondern ebenso die alltägliche Praxis der Empfängnisverhütung unterscheidet diese Partnerschaftsstile: Bei *Traditionsmännern* - so zeigen die Fragebogenergebnisse - dominieren Pille, Spirale und Sterilisation der Frau, mit Kondomen haben sie kaum Erfahrung. Ganz anders die *Distanzmänner*, die häufiger als alle andern mit Kondomen oder Coitus Interruptus verhüten und über die meiste Erfahrung mit Kondomen verfügen. Kondome benutzen auch *Redemänner* oft, nicht selten in Kombination mit der Pille; außerdem geben sie am häufigsten natürliche Methoden an. Mögen solche Einzelergebnisse auf den ersten Blick eher verwirren, lichtet sich das Dickicht, wenn man sich fragt, wer denn die Verantwortung für die Verhütung trägt: Beim traditionellen Partnerschaftsstil ist das ganz klar die Frau, dagegen nehmen Distanzmänner Verhütung relativ oft selbst 'in die Hand'. Gemeinschaftliche Lösungen suchen dagegen am ehesten die Redemänner, hier sind dann auch Aushandlungs- oder zumindest Abstimmungsprozesse notwendig. Zwar bleibt bei allen Typen Verhütung mehrheitlich Frauensache und selbstverständlich kann auch nicht von einer einheitlichen Verhütungspraxis jedes Typus die Rede sein; dennoch: es zeichnen sich klare Tendenzen beim Zusammenhang von Partnerschaftsvorstellungen und Verhütungsverantwortung ab. Und die gehen durchaus in eine ähnliche Richtung wie bereits Svendes Befürchtungen.

Der Schlüssel: Doing Gender

Das praktisch Aufgezeigte lässt sich nun auch theoretisch erklären; sogar ganz aktuell, wenn man die Ergebnisse vom Kopf privater Vorlieben der Beziehungsgestaltung auf die Beine gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse stellt. Denn die Praxis der Sexualität und damit auch die der Verhütung erzeugt wie kaum eine andere Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Das Stichwort hierfür ist „Doing Gender“, eine Sichtweise, die sich schon länger in der feministischen Theorie etabliert hat und neuerdings auch in der kritischen Männerforschung angekommen ist: Geschlechtsunterschiede sind nicht angeboren und auch nicht ein für alle Mal 'ansozialisiert', sondern müssen in der sozialen Praxis täglich neu (re-)produziert werden. Eine besonders prominente Praxis hierfür stellt das scheinbar intimste und privateste, die Sexualität, dar. Nicht von ungefähr insistiert der französische Soziologe Pierre Bourdieu bei seiner Beschreibung männlicher Herrschaft darauf, dass „Sexualität eine zu bedeutende Angele-

genheit ist, um den Zufällen individueller Improvisation überlassen zu werden“.⁵ Gerade sie ist sozial bestimmt und - so Bourdieu immer wiederkehrendes Sprachspiel mit Partizip Eins und Zwei - gleichzeitig sozial bestimmend. In seinen ethnologischen Studien arbeitet er heraus, wie die Positionen, die Männer und Frauen gesellschaftlich einnehmen, nicht nur auf Markt, Hof und Haus, sondern besonders im Bett und bei Fragen der biologischen Reproduktion entschieden werden. Weil hier so vieles scheinbar in der 'Natur' der Sache liegt, setzt sich umso unangreifbarer die männliche „Sicht der Teilung der geschlechtlichen Arbeit und der geschlechtlichen Arbeitsteilung“ durch.

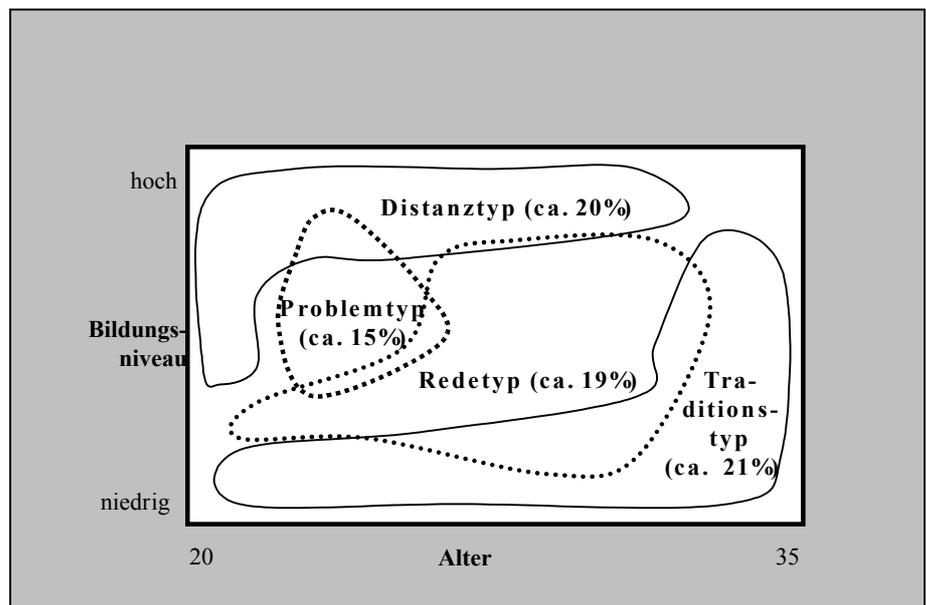
Auf diesen Zusammenhang der Geschlechterpositionen in Bett, Büro und Bundestag macht auch der Australische Männerforscher Robert W. Connell aufmerksam. Wenn er gesellschaftliche Machtverhältnisse untersucht, behält er immer alle drei Strukturen im Auge, innerhalb derer sie produziert und aufrechterhalten werden: Institutionelle Macht, Arbeitsteilung und die Struktur libidinöser Besetzung. Die Verhältnisse in den dreien denkt er strikt synchron: „Sexualität bezieht den Körper mit ein, ist aber selbst soziale Praxis und gestaltet die soziale Welt. Es gibt keine logische Kluft zwischen Sexualität und Lebenswelt in Organisationen“.⁶ Gleichzeitig gibt Connell mit seinem Konzept einen entscheidenden Hinweis für unser Suche nach dem neuen Mann: Er unterscheidet eine zentrale Orientierungsfigur, „die hegemoniale Männlichkeit“, von untergeordneten alternativen Formen von Männlichkeit. In Gesellschaften existiert häufig nicht nur die dominierende, sondern daneben noch mehrere konkurrierende Männlichkeiten. Diese haben zwar nicht das gleiche gesamtgesellschaftliche Renommee wie das

dominierende Männerbild, können aber in spezifischen Milieus aufgrund der dort vorhandenen Lebens- und Arbeitsbedingungen durchaus zu Leitbildern werden. Wer mit Connells Hilfe den Märchenprinzen aufspüren will, tut gut daran „alternative Männlichkeiten“ und nicht die „hegemoniale“ zu suchen, und sich deswegen zuerst die Frage nach dem passenden Milieu zu stellen.

Soziale Milieus: Die Suche beginnt

Auch hierfür liefern unsere Untersuchungsergebnisse erste Anhaltspunkte: Die Stile unterscheiden sich nämlich noch in zwei weiteren Merkmalen, die auf den ersten Blick weder mit Partnerschaft noch mit Verhütung etwas zu tun haben: Der *Traditionstyp* findet sich vor allem unter den „älteren“ Männern unserer Stichprobe und gleichzeitig bei den unteren Bildungsgruppen. Dagegen weisen die durchschnittlich sehr jungen *Distanzmänner* häufig hohe Bildungsabschlüsse auf. Und eher etwas unauffällig in der Mitte die *Redemänner*. Nun bilden Alter und Bildung just zwei entscheidende Merkmale oder Zeichen für das, was die Soziologie seit den 80er Jahren mit „sozialen Milieus“ oder „Lebensstilen“ bezeichnet.⁷ Gesellschaftliche Gruppierungen, die sich in ihren Wertevorstellungen und Vorlieben voneinander deutlich unterscheiden, innerhalb aber sehr homogen sind. Solche „sozialen Milieus“ - das deuten unserer Untersuchungsergebnisse an - mit sehr niedrigen Bildungsniveaus oder sehr hohen, mit sehr jungen Männer oder mit Ältesten, kommen eher nicht als Umfeld für unseren Märchenprinzen in Frage und - by the way - auch kaum für den Siegeszug der Verhandlungsmoral.

Das spricht nicht unbedingt gegen Schmidts These, aber gegen deren Bedin-



gungslosigkeit. Verhandlungsmoral mag öffentlich in vieler Munde sein, ob sie auch Handlungsnorm ist, dürfte zwischen verschiedenen Milieus sehr unterschiedlich sein. Schmidt selbst deutet dies zumindest an, wenn er vom Nebeneinander von „trotzloser Immobilität und rasanter Veränderung“ spricht; einerseits. Andererseits beruft er sich immer wieder auf den Soziologen Ulrich Beck. Und für den ist der Einzelne - und zwar recht unterschiedslos jeder Einzelne - in der Moderne längst zum „Planungsbüro in Bezug auf Möglichkeiten und Zwänge seines Lebenslaufes“ durchrationalisiert. Die Verbindlichkeit von Normen sei lang schon aufgebrochen, jeder und jede zur „Wahlfreiheit verdammte Inszenator seines Lebenslaufes“ geworden.⁸ Das wäre zwar eine Begründung für den Aufschwung von Verhandlungsmoral: Stets wenn zwei Planungsbüros, egal ob als spontane Sexual- oder langfristige Ehepartner, aufeinandertreffen, müssten sie erst einmal ihre Partnerschaftsvorstellungen, will sagen ihre Pläne für die Kooperation synchronisieren. Aber abgesehen davon, dass dies sehr aufwendig wäre, legen die Geschichten von Till, Hans-Ulrich, Hannes und all den anderen ein ganz anderes Erklärungsmodell nahe:

„Segmentierung“ lautet die Antwort von Günter Burkart und Martin Kohli auf die Becksche Beliebigkeitsvermutung.⁹ Zwar gibt es in der Gesellschaft in der Tat konkurrierende Modelle von Partnerschaft, allerdings nicht in der Form, dass sie beliebig gewählt werden könnten. Vielmehr beanspruchen sie innerhalb der jeweiligen Milieus durchaus weiterhin Verbindlichkeit. Auch in ihren Untersuchungen findet sich ein Partnerschaftstyp, der insbesondere auf Geschlechtergleichheit zielt, der romantische und fortschrittliche Liebesvorstellungen verbindet und darin unserem Rede-Typ und Svendes Traummann durchaus ähnlich ist. Allerdings kommt dieser Typus fast nur im alternative Milieu der Großstädte vor und hat weder im traditionellen „Arbeiter-Familien-Milieu“ normbildende Wirkung, noch im Milieu „individualisierter Partnerschaft“; also dort, wo Distanz- und Traditions männer zu Hause sind.

So scheinen sich Veränderungen im Geschlechterverhältnis vor allem bei bestimmten sozialen Gruppen durchzusetzen, und - damit verbunden - sicherlich auch die Verhandlungsmoral. In traditionellen Milieus mit niedrigem Bildungsniveau dürfte dieses Modell weiterhin nicht praxisbestimmend sein; und bei höchsten Bildungsgruppen mit durchgesetzter Individualisierung ist das ohnehin alles „keine Diskussion“ mehr. Svendes 'Märchenprinz' oder Schmidts 'Enterotisierung

durch Verhandlungsmoral' scheinen somit die zwei Seiten einer Münze zu sein, die aber nur in spezifischen Szenen als Währung akzeptiert wird. Dieses Milieu mag in der öffentlichen Debatte um Sexualität wortreicher zu Tage treten, die Mehrheit der studentischen Vollversammlung in Antioch stellen und nicht zuletzt Svendes soziales Umfeld und die Hauptleserschaft ihres Romans repräsentieren. Es ist aber nur eines unter verschiedenen. Vielleicht findet sich dort ja jetzt der Wiedergänger des Märchenprinzen und heißt Hannes; in Hans-Ulrichs sozialem Umfeld jedenfalls dürfte der Prinz weiterhin nicht groß gefragt sein. Und Arne? Arne heißt jetzt Till, hat sein passendes Milieu gefunden und lebt dort glücklich und unangefochten bis an sein Lebensende.

Der Beitrag erschien in leicht geänderter Form in Dr. med. Mabuse, 126, 2000

Jörg Fichtner ist Psychologe, Soziologe und Psychotherapeut, forscht unter anderem zum Schwerpunkt Männlichkeit und soziale Ungleichheit und arbeitet als Gendertrainer und Familiengutachter.

Kontakt: post@joerg-fichtner.de

¹ Svende Merian (1981). Der Tod des Märchenprinzen. Rowohlt, S. 49.

² Gunter Schmidt (1996). Das Verschwinden der Sexualmoral. Klein, S. 11.

³ Vgl. Jörg Fichtner (1999). Über Männer und Verhütung. Waxmann.

⁴ Statistisch geschah dies über eine Faktorenanalyse, bei der 25 Items zur partnerschaftlichen Orientierung über drei Faktoren erklärt werden konnten, von denen der erste sich als traditionelle Orientierung versus Distanzierung darstellte, die anderen beiden kommunikative bzw. Problemorientierung repräsentierten. Die aus den Faktoren gebildeten Skalen stellten dann die Grundlage für eine Clusteranalyse dar. Die gesamte Studie beruht auf insgesamt N=37 biographische Interviews aus Freiburg und Ost-Berlin und N=739 Fragebögen aus Freiburg und Rostock (vgl. Fichtner 1999).

⁵ Pierre Bourdieu (1997). Die Männliche Herrschaft. In: Dölling/Krais (Hrsg.), Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der Sozialen Praxis. Suhrkamp, S. 186.

⁶ Robert Connell (1995). The big Picture. In: Widersprüche, 56/57, S. 27.

⁷ Vgl. Gerhard Schulze (1992). Die Erlebnisgesellschaft. Campus.

⁸ Ulrich Beck (1990). Freiheit oder Liebe. In: Beck/Beck-Gernsheim (Hrsg.), Das ganz normale Chaos der Liebe. Suhrkamp, S. 58f.

⁹ Vgl. Günter Burkart & Martin Kohli (1992). Liebe, Ehe, Elternschaft. Piper.